

Forschen zur, über, in oder (gar) mit, für »die« Polizei?

Bericht einer Annäherung

Christiane Howe im Gespräch mit Wolfram Pemp und Andrea Horn

1 Vorbemerkung

Die Institution Polizei wird häufig als eine beschrieben, die es Wissenschaftler:innen schwer macht. Die Zugänge wären schwierig, so heißt es allenthalben, Methoden würden skeptisch beäugt und Ergebnisse selten konstruktiv diskutiert. Auf der anderen Seite wird Forscher:innen, denen es gelingt, von außen empirisch in der Behörde oder intern gar als ihr Teil wissenschaftlich zu arbeiten, schnell eine zu große, unreflektierbare und damit unkritische Nähe vorgeworfen. Insbesondere von jenen, die unter kritisch eine größtmögliche Distanz zu den Forschungsgegenständen verstehen, die sie als gesellschaftlich machtvoll begreifen.

Für mich als ethnografisch forschende Wissenschaftlerin einer Universität sind Eintauchen bis Untergehen im jeweiligen Forschungsfeld zentrale Bestandteile der gewählten empirischen Methode, somit ist bereits unzweifelhaft eine Nähe gegeben, die kaum von anderen empirischen Ansätzen zu überbieten ist. Zugleich kennzeichnet die Methode den immer wieder kehrenden Wechsel von Nähe und Distanz und ihre fortlaufende Reflexion. Im Forschungsfeld Polizei vollzogen sich bemerkenswerter Weise mindestens die Übergänge von der (zivilen) Außenwelt in die/aus der polizeiliche Behördenwelt durch die klaren räumlichen Markierungen immer bewusst. Dieser trennscharfe Übergang gestaltete sich ganz offensichtlich für alle Beteiligte ähnlich, so auch für Polizeibeamt*innen, insbesondere für jene, die ihre Kleidung wechselten und dann Uniform trugen. Dieser Übergang war jedoch für sie alle spätestens mit dem Anlegen der Waffe vollzogen.

»Ich stemme die dunkelbraune, schwere und hohe Holztür auf und betrete das in den 1930er Jahren erbaute Polizeipräsidium wie fast jeden Morgen, grüße die beiden älteren Polizistinnen am Eingangsbereich und zeige meine grüne, inzwischen etwas abgenutzte Karte im Vorbeigehen. Sehr wahrscheinlich müsste ich das längst nicht mehr, seit Wochen komme und gehe ich hier nahezu täglich ein und aus. Man kennt sich vom Sehen. Ich wende mich nach rechts. Der LKA Leiter kommt mir, wie so oft zu dieser Zeit entgegen, schlaksig, eilig, um draußen in einer Nische rechts neben dem Haupteingang seine morgendliche Zigarette zu rauchen. Auch wir (er)kennen uns, grüßen nickend.

Und dennoch will sich bei mir kein Gewöhnungseffekt einstellen. Zu sehr ist mir immer wieder bewusst welches Gebäude, welche Institution ich betrete. Staatsmacht, exekutive Behörde mit Gewaltmonopol und zahlreichen Eingriffsbefugnissen, die Recht und Gesetz durchzusetzen und Gefahren abzuwehren hat. Jeden Morgen muss dieser mentale Wechsel von der zivilen Fahrradfahrerin draußen zur Polizeiforscherin drinnen vollzogen werden. Im Gebäude verliert sich dieser Übergang, geschieht schnell, fast unmerklich. In den Büros läuft der übliche Alltag an, Emails werden abgerufen, es wird getiptt, telefoniert, gelacht, erzählt, diskutiert. Mittagspausen. Ein mir durchaus vertrauter Büroalltag. Seltsam irritierend.« (Feldnotiz Howe)

Ich frage mich unwillkürlich was meine Vorstellungen, Bilder, Überzeugungen sind und wie die Begegnungen mit Polizei vorher waren? Was unterstelle ich? Wie kann ich mich dieser Institution überhaupt verstehend, im tätigen (Nach)Vollzug und zugleich »machtkritisch« nähern? Wie wird mich das verändern?

Welche Fragen sind im Kontext der Forschung wichtig? Wie machen Polizist:innen ihre Arbeit? Welche Varianten von Polizeiarbeit finden sich? Welche Anforderungen stellt diese? Was für Handlungslogiken und Zugzwänge bestehen? Wie begegnen sie diesen und wo läuft es aus dem Ruder?

Deutlich wird im Zuge dieser ethnografisch ausgerichteten Forschungen auch, dass sehr unterschiedliche Arbeitsbereiche innerhalb der Polizei bestehen, so z.B. verschiedene Stellen innerhalb der Schutz- und Kriminalpolizei, manche eher intern an Schreibtischen tätig, andere eher im operativen Bereich mit viel Bürger:innenkontakt oder gar spezielle Einheiten, wie das SEK. Die Arbeitsstrukturen kennzeichnen jeweils unterschiedliche »Stile«, »Kulturen«, auf die je nach Bedarf, auch innerhalb von Dienststellen, zurückgegriffen wird/werden kann. So finden sie sich in nahezu jedem Bereich, je

nach anfallender Arbeit oder Diensteinheiten. Dabei besteht, wenn man es analytisch pointiert oder etwas holzschnitthaft zweiteilen möchte, eine gewisse Doppelstruktur, die offenbar wenig wahrgenommen oder thematisiert wird¹:

Informell, mündlich	Formell, schriftlich
Fließend, prozesshaft	Strukturierte Vorgaben, Dokumentenraster
Abhängig von der Persönlichkeit	personenunabhängig
Persönliche Kompetenzen und Erfahrungen	klare Hierarchien
Kontakt-bezogen	Formalitäten-bezogen
Kommunikativ	nur das Nötigste wird gesagt, es wird verwiesen
Erfahren, reflektierte Erfahrungen	Gesetze, gesetzter, fester Rahmen
Vertrauensbildend	Rückgriff auf Formalitäten

Insofern gibt es nicht »die« Polizei und somit auch nicht den »einen« Zugang zu »der« Polizei, demzufolge gestalten sich auch die Erfahrungen seitens der Forschenden unterschiedlich aus.

Dennoch ist es eine Behörde mit einer gewissen, auch verwaltenden Grundstruktur, die sich allerorts wieder findet. So steht auch das im Nachfolgenden fast zweistündige Gespräch, der Austausch mit zwei Mitarbeitenden des Berliner Landeskriminalamtes, stellvertretend für viele(s). Es fand statt mit Wolfram Pemp und Andrea Horn und wurde von Christiane Howe durchgeführt.

Wolfram Pemp (W.P.) ist Kriminaldirektor, seit 1990 bei der Berliner Polizei und war dort von 2016 bis 2022 Leiter der Zentralstelle Prävention und Antisemitismusbeauftragter im Nebenamt. Er hat insbesondere in dieser Zeit mehrere Studien begleitet u.a. zur Städtebauliche Kriminalprävention, zum Schutz von öffentlichen Räumen (u.a. als Konsequenz aus dem Anschlag am Breitscheidplatz) und vor Gewalt in der Pflege sowie ein Projekt zum Thema häusliche Gewalt und zu Diskriminierung in/seitens der Berliner Polizei.

¹ Siehe auch Scheffer et al. (2017): Polizeilicher Kommunitarismus. Praxisformen kriminalpräventiver Polizeiarbeit, Frankfurt am Main: Campus.

Andrea Horn (A.H.) ist Polizeihauptkommissarin, ebenfalls seit 1993 bei der Berliner Polizei und Mitarbeiterin der Zentralstelle für Prävention, Ansprechperson für gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, insbesondere für anti-muslimischen Rassismus, Antiziganismus und Grundsatzfragen. Sie hat die Forschung zur polizeilichen Prävention und zu Diskriminierung in/seitens der Berliner Polizei begleitet und andere Studien am Rande mitbekommen, weil es ihre Dienststelle betroffen hat. Beide haben sowohl aus dem Kontakt mit und der Begleitung durch Forschung entsprechende Erfahrungen.

Christiane Howe (C.H.) ist Soziologin und seit 2000 als wissenschaftliche Mitarbeiterin in verschiedenen Forschungsprojekten (DFG, BMBF) an unterschiedlichen Universitäten/Hochschulen tätig, die sie in unterschiedliche Funktionen durchführte. Seit Juni 2021 leitet sie stellvertretend den Forschungsbereich Sicherheit – Risiko – Kriminologie am Zentrum Technik und Gesellschaft der Technischen Universität Berlin. Sie verantwortet dort den Schwerpunkt Migrations-, Raum- und Sicherheitsforschung und hatte die Studienleitung der »Berliner Polizeistudie – eine diskriminierungskritische, qualitative Untersuchung ausgewählter Dienstbereiche« inne.²

Das Gespräch entstand, weil wir uns bereits über zwei ethnografische Forschungsprojekte kannten. Es wurde aufgenommen, verschriftet, in Teilen zusammengefasst, bearbeitet und hinsichtlich der Lesbarkeit geglättet. Darin geht es sowohl um die Zugänge als auch die Herausforderungen während der Begleitung und Durchführung von Forschungen seitens der Polizei, auch um Reflexionen über Erfahrungen und um positive wie negative Kritikpunkte.

2 Entstehungsgeschichten – kritische Abwägungen

Zu Beginn des Gespräches wurde aus polizeilicher Sicht beschrieben, wie sich die Entstehung und Beteiligung an einem Forschungsprojekt oder einer Studie vollzieht, drei Formen wurden dabei benannt: (1) Zum einen gäbe es Forschungsprojekte, die innerhalb der Polizei entstehen, weil sie selbst etwas zu einem Thema machen wollten, z.B. in der Städtebauliche Kriminalprävention, (2) es gäbe aber auch Projekte, die durch politische Vorgaben entstehen, denen

² Nähere Information zum Projekt sowie der Bericht und eine Zusammenfassung sind abrufbar unter: https://www.tu-berlin.de/ztg/menue/projekte_und_kompetenzen/projekte_laufend/berliner_polizeistudie/parameter/de/.

insofern keine intrinsische Motivation zugrunde läge. Hier rückten dann Fragen nach dem Verhältnis von Aufwand, d.h. Ressourcen, die dafür aufgewendet werden müssen und dem Endergebnis stärker in den Fokus. Da hier ausdrücklich der politische Wille dazu führe, dass solche Projekte gemacht werden, bestünden diesbezüglich häufiger Zweifel. (3) Meist sei es jedoch so, dass sie als Polizei angefragt werden, entweder durch andere Polizeien, andere Institutionen oder Universitäten, die noch Partner suchen. Hier würde meist eine kurz umrissene Projektidee vorgelegt, auf der in ein paar Seiten beschrieben wird, was und wie man forschen möchte. Sie prüfen dann eine Beteiligung und schreiben im Falle einer Zusage den entsprechenden *Letter of Intent*, d.h. sagen, sie würden es unterstützen und mitarbeiten, auch damit die Projektbewerbung entsprechend unterfüttert ist. In diesen Fällen wird zugesagt, wenn es für sie inhaltlich spannend ist und sie auch die Ressourcen vorhalten können. Zwei Punkte sind auch bei diesen Überlegungen leitend, erstens was hat ein solches Projekt erwartbar am Ende für einen Nutzen für die polizeiliche Arbeit und zweitens wie sind der zu betreibende Aufwand und die dafür notwendigen Ressourcen einzuschätzen. Beide Punkte führen dazu, so W.P. »dass man bestimmte Dinge macht und andere eben nicht«. So sei grundsätzlich die Frage nach dem Praxisbezug für Polizist:innen zentral,

»also was können wir praktisch daraus ziehen? Ändert es etwas für uns, für unsere Arbeitsweise? Können wir da Dinge herausziehen, die uns als Organisation weiterbringen? Das sind, glaube ich, für uns die zentraleren Fragen, als manche von denjenigen, die die Forschung betreiben, insbesondere von Wissenschaftler:innen von Universitäten, deren Herangehensweise ist manchmal eine etwas andere.« (Ebd.)

Natürlich sei es auch eine Form der Prognose, die vorgenommen wird. Oft wisse man ja vorher nicht so genau was bei der Forschung am Ende auch wirklich herauskommt, ob es am Ende auch in der Praxis einen Nutzen hat und ob die Ergebnisse, so W.P.

»wirklich helfen, uns weiterbringen und nützlich für uns als Behörde sind. Und da würde ich sagen, da gibt es manches, da liegt es nahe, dass das uns wirklich weiterbringt, dann gibt es vielleicht welche, wo wir es auch nicht so genau wissen, wo wir sagen vielleicht (lacht) und dann gibt es welche, wo man es für eher unwahrscheinlich hält. Ich würde sagen, bei Kategorie zwei und drei folgt dann eben eine kritische Abwägung, ob man das machen will und was für Ressourcen vorhanden sind. Letzteres ist halt mitbestimmend.

Es macht zum Beispiel einen Unterschied, ob ich eine einzige hauptamtliche Mitarbeiterin, z.B. im Bereich Städtebauliche Kriminalprävention, habe, die das ganze Themenfeld bearbeiten muss und ihr jetzt sage: ›Oh, wir haben hier noch ein spannendes Forschungsprojekt, da beteiligen Sie sich auch noch zu fünfzig Prozent mit Ihrer Arbeitszeit‹, oder ob ich vier Mitarbeiter:innen habe, von denen eine:r sich mit der halben Arbeitskraft beteiligt. Da habe ich immer noch dreieinhalb andere Mitarbeitende, die alles andere machen können. Insofern umfasst die Frage nach den Ressourcen auch ein Stück weit eine Abwägung all der anderen Dinge, die bearbeitet und gemacht werden müssen. Es ist ein ganz, ganz wichtiger Punkt in der Frage, will ich das machen oder nicht.«

A.H.: »Forschung innerhalb der Behörde wird auch oft und immer wieder als Belastung wahrgenommen, für viele Kolleg:innen ist es eine Belastung. Sie haben schon Schülerpraktikant:innen, Hospitant:innen, Menschen aus der polizeilichen Ausbildung, die ihr Schnupperpraktikum machen, Staatsanwält:innen und dann noch Forscher:innen und manchmal Presservertreter:innen. Alle möglichen Leute kommen und der erste Reflex ist, insbesondere bei Forschung und Presse, dass es eine Belastung ist, weil es nicht vorgesehen und zusätzliche Arbeit ist. Es wird erstmal so empfunden, auch wenn sie sich dann vielleicht mit den Forscher:innen gut verstehen oder auch gute Interviews mit der Presse haben. Forschung gehört für viele nicht zum polizeilichen Alltag. Also ich weiß auch nicht, ob die Behörde sich dazu irgendwie mal aufstellt oder ob so eine offizielle Forschungsabteilung da was ändern würde, ob man das braucht...«

W.P.: »Auch manche Kolleg:innen vor Ort fragen sich das, was habe ich denn für einen Nutzen davon. Es ist auch hier eine Kosten- Nutzen Abwägungen, für sie ist das eher ein Jetzt-muss-ich-die-hier-auch-noch-mitnehmen. Sie fragen sich, was habe ich in meiner Arbeit eigentlich davon und sehen nicht die Behörde. Auch Kolleg:innen, die teilweise auf einem hohen Abstraktions-niveau auf mögliche Ergebnisse, die die Organisation weiter bringen können, verweisen, helfen da nicht weiter. Manche Kolleg:innen sehen das, aber eben auch nicht alle und auch nicht laufend..«

Zudem sei es auch stark abhängig von den Mitarbeitenden, laut W.P. seien manche aufgeschlossen und interessiert, fänden es gut und spannend.

W.P.: »Meine Herangehensweise als Leiter ist es dann – wenn nicht völlig klar ist, dass es nicht geht, weil es einfachressourcenmäßig nicht leistbar ist – ihnen zu sagen, das sie das ein Stück weit selbst einschätzen und wissen müssen, denn es kommt zu dem hinzu, was sie machen müssen. Denn es gibt bestimmte Dinge, die ihre Aufgaben sind und bleiben, die ihnen keiner abnimmt. Und wenn sie sagen, dass sie das zusätzlich dazu machen wollen und das leisten können, weil sie es spannend finden, dann würde ich das als Vorgesetzter an der Stelle auch unterstützen, aber auch nochmal sagen: ›Bitte sagt mir dann nicht in einem halben Jahr, wo sind die drei zusätzlichen Mitarbeitenden, weil ich das alles gar nicht schaffe.‹«

Manchmal können über solche Forschungsprojekte weitere Ressourcen generiert, z.B. zusätzliche Stellen geschaffen und Mitarbeitende eingestellt werden. Aber auch dies sei zwiespältig, der Weg bis dahin steinig, denn es müsse auch hier erst mal »investiert« werden. Es läge eine Menge an organisatorisch, administrativer Arbeit im Vorfeld an, bevor jemand in einem solchen Projekt arbeiten könne. Zudem seien neue, temporäre Mitarbeitende für alle Beteiligten auch erstmal eine Zusatzbelastung, bevor möglicherweise irgendwann später eine Entlastung stattfinden könne. Da diese Mitarbeitende aber zeitlich meist nur befristet, d.h. im Durchschnitt zwei Jahre, in einem solchen Forschungsprojekt arbeiten, ist auch das begrenzt.

W.P.: »Wenn sie von außen kommen, müssen sie eingearbeitet werden, da sie die polizeiliche Behörde nicht kennen. Sie bringen zwar ihre wissenschaftliche Expertise in ihren Themenfeldern mit, aber sie brauchen jemanden, der sie ein Stück weit an die Hand nimmt und durch diese Behörde begleitet. Das ist nicht nur am Anfang so, die erste Woche braucht es einen Dienstausweis und einen Schlüssel und keinen Ahnung was alles, aber sie müssen ja viele Gepflogenheiten lernen, sie brauchen eine:n Ansprechpartner:in, damit sie wissen, was sie hier wie in der Behörde machen können und was eben auch nicht. Damit nicht am Ende alle verwirrt sind und keiner weiß, was gerade passiert. Das bindet natürlich auch wieder zusätzliche Ressourcen. Insofern ist auch hier kritisch zu hinterfragen, wie viel jetzt durch so eine zusätzliche Kraft in einem Projekt wirklich gewonnen ist. Das muss man doppelt überlegen.«

Rückblickend aus der Perspektive auch einer beforschten Mitarbeiterin, so A.H., sei es bei der hierarchisch organisierten Behörde Polizei eher nicht so,

»dass ich mir das ausgesucht habe oder Mitspracherecht hatte oder ähnliches. Da wurde gesagt, da kommt eine Wissenschaftlerin, die wird dich jetzt Monate begleiten und beobachten. Man hat nicht wirklich ein Mitspracherecht und im glücklichsten Fall ist man selbst Feuer und Flamme, findet das ganz spannend und interessant. Oder man sagt, ist mir eigentlich völlig egal, soll sie machen. Als ich die Betroffene der Forschung war, habe ich aus Sicht der Beforschten so meine Erfahrungen gemacht, aber jetzt begleite ich Studien und da merkt man ganz besonders, dass zwei Welten aufeinandertreffen. Also, dass ich meine Regularien, meine Vorgaben, meine Formalien, meine Schreibtische habe, über die ich bestimmte Dinge bringen muss und die Wissenschaftler:innen zurecht Ansprüche, Fragen haben oder Dinge schwer überblicken können, dass hier Personalvertretungen und Chefs eine Rolle spielen, dass jeder einen anderen Blick auf die Dinge hat oder manche gut involviert sind und manche nicht so gut und trotzdem Entscheidungen auf den unterschiedlichsten Ebenen getroffen werden müssen – und dann noch, wie z.B. bei der Berliner Polizeistudie, von der Senatsinnenverwaltung nicht gefragt, eher angewiesen werden. Das Ganze ist dann total abhängig davon, ob man auch wirklich Feuer und Flamme ist. Es hängt schon immer sehr vom Engagement der Polizeibeamt:innen ab, die das immer als Zusatzaufgabe machen, so auch ich. Es ist mit viel Arbeit verbunden. Man könnte sich auch sagen, ich mache hier Dienst nach Vorschrift, mache nur das Nötigste. Man verdient ja trotzdem auch so sein Geld. Vor allem, weil wir ja keine Forschungsstelle in dem Sinne in der Behörde haben, die alle Forscher:innen begleitet, sondern die jeweiligen Dienststellen bekommen das on top zu den täglichen Aufgaben hinzu. Und dann brauche ich natürlich auch einen Chef, der sagt: ich gebe dir die Dienstzeit dafür, der weiß, dass ich zu fünfzig Prozent damit beschäftigt bin und die anderen Aufgaben nicht mehr machen kann und sie vielleicht an den nächsten weitergebe und so weiter und so fort. Es ist immer sehr von den Menschen abhängig, von ihrer Einstellung zum Beruf oder zur Forschung.«

Es hänge aber auch von der Forschung ab, bei mancher Forschung gäbe es die Entscheidung an anderer Stelle, z.B. der Politik, da würde dann gesagt: ›Liebe Polizei, das machen wir jetzt‹ und dann muss die Behörde darüber nachdenken, wie man es jetzt macht und wer das umsetzt und betreut und dann würde nach möglichst geeigneten Dienstbereichen gefahndet. Manche würden sich auch freiwillig melden, weil sie es spannend finden, so auch bei der Berliner Polizeistudie.

W.P.: »Das heißt bestenfalls findet die Behörde Dienstbereiche, die sagen, das machen wir, weil wir eine gewisse Zuständigkeit, eine gewisse Nähe erkennen und es auch vom Grundsatz richtig und wichtig finden. Das ist die eine Facette, die andere ist, wenn es genau umgekehrt passiert. Da ist ein Sachbearbeiter, der das zu untersuchende Thema betreut und sagt, er möchte das gerne und auch auf nahezu inquisitorische Nachfragen des Chefs und Hinweise auf die deutliche Mehrbelastung sagt, er möchte das, weil er es wichtig findet. Es gibt eben beides.

Ich denke, die Gelingensbedingungen sind für Projekte besser, wenn Menschen von sich aus erklären, dass sie es gut finden, dahinterstehen und einen gewissen Sinn darin sehen und das gerne machen. Wenn es nur aufgetragen wird und man dann möglicherweise auf eher unwillige Menschen trifft, die das eigentlich gar nicht wollen, dann ist natürlich fraglich, ob es am Ende gut wird. Wobei man auch sagen muss, dass sich in diesen Fällen die Polizei auch sagt, wenn wir schon müssen, dann machen wir das auch vernünftig.«

A.H.: »Dann soll das hier auch irgendwie Hand und Fuß haben.«

W.P.: In einer Behörde hat man diese Freiheiten oft nicht, etwas zu entscheiden und da braucht man einfach Menschen, die das freiwillig mitmachen. Wenn diese nicht da sind oder der Sinn der Sache nicht gleich erkannt wird, könnte es eher heißen: »Mensch, was soll das denn jetzt, ich habe hier genug zu tun und hier ständig irgendwie jemanden zu haben, ich kann das nicht leisten. Ich möchte jetzt niemanden, der mich drei Monate lang im Feld beobachtet.« Das ist halt auch wirklich schwierig, das in den Alltag zu integrieren.«

3 Vorarbeiten – Vernetzungen, Übersetzungen und Vermittlungen

Auch weil sie eine Sicherheitsbehörde ohne eine eigene große Forschungsabteilung seien, würde sich W.P., wenn er jetzt ein spannendes Thema hätte, an ihm bekannte Wissenschaftler:innen wenden:

»Mensch, horch dich doch mal um, gibt es da nicht jemanden oder ich würde vielleicht meine Idee in deren Kopf pflanzen. Damit kommt letztendlich die Idee aber nicht von der Polizei. Ich wüsste jetzt nicht, wie ich Forschung initiere, an wen ich mich in dieser Behörde wende, so dass wir das ausschreiben. Forschung, nein, das passiert nicht so herum.«

A.H.: »Also in der Behörde, das denke ich auch, passiert so etwas tatsächlich eher nicht. Wenn Menschen etwas für sie spannendes beforschen und bewegen möchten, kennen sie ja meist in dem Themenfeld andere und sprechen sie an. Das hängt natürlich stark davon ab, wie gut der- oder diejenige, die für dieses bestimmte Thema zuständig ist und etwas initiieren will, vernetzt ist, denn umso eher wird es dann natürlich gelingen andere mit ins Boot zu holen.

So z.B. auch die Sicherheitsbehörden untereinander, also wenn wir dann mal gesagt haben, wir beteiligen uns, z.B. an einem schottischen Projekt der Polizei Edinburgh und suchen Partner:innen, dann können wir natürlich eher auf die anderen zugehen und sie fragen, ob sie nicht Lust haben sich zu beteiligen. Also auch da gibt es im besten Fall gewisse Netzwerke bzw. bestehen entsprechende Netzwerke. Auch würden andere Sicherheitsbehörden, dann ihre Verteiler wiederum bedienen.«

C.H.: »Auf Seiten der Wissenschaft ist es ähnlich, man bearbeitet thematisch, methodisch oder theoretisch bestimmte Sachen und wenn man eine Idee hat, nimmt man im Vorfeld schon Kontakt auf und hat auch seine Netzwerke. Das Problem bei jeder Behörde, so auch der Polizei, ist allerdings, dass man – wenn man nicht schon Kontakte hat – in jedem Fall erstmal mit seiner Anfrage über die allgemeine, zentrale Stelle gehen muss und auch nicht im Vorfeld weiß, was die Behörde thematisch gerade umtreibt. Und diese allgemeine Stelle lenkt das dann intern weiter, dorthin, wo man das Projekt vielleicht andocken könnte. Dafür braucht man aber mindestens bereits ein Grobkonzept. Im Wissenschaftsbereich ist es natürlich häufig so, dass bereits ein Konzept vorliegt und Polizei damit zum Gegenstand der Forschung wird.

Aber überlegenswert, im Sinne dessen, was ihr jetzt so sagt, wäre ja, dass man sich stärker im Vorfeld zusammenfindet, um dann Forschungen aufzustellen. Das man sich erst mal trifft, Ideen und Konzepte austauscht, überlegt und dann vielleicht auch gemeinsam weiterschaut, es also ein bisschen auf Augenhöhe gestaltet?«

W.P.: »Auf jeden Fall, es ist ja auch die Frage, was erfolgversprechend ist. Nehmen wir mal an, z.B. beim Thema häusliche Gewalt, irgendjemand von irgend einer Uni oder von irgendeinem Verein schickt irgendwas an die Polizei Berlin, dann wird man das hier intern weitergeben, an diejenigen, die für den Bereich häusliche Gewalt zuständig sind. Wenn die nun sagen, dass sie weder den Antragstellenden noch den Verein noch die Uni kennen, die sich da beteiligen, dann ist die Wahrscheinlichkeit einer Zusage deutlich geringer, als wenn der

sagt: »Ach Mensch, Herr Meyer, aus dem Netzwerk so und so, den rufe ich mal gleich an, weil so ganz verstehst du meine Forschungsskizze noch nicht, auch damit ich für mich überlegen kann, ob das gut hinzukriegen ist, unter Umständen bis hin zu der Frage, ob es noch möglich ist, auch weitere Schwerpunkte aufzunehmen über die man bestenfalls schon mal diskutiert hat. Das macht natürlich einen großen Unterschied, ob man sich schon aus beruflichen Zusammenhängen kennt, ob man entsprechend vernetzt ist oder ob eher anonym eine Skizze hereinschneit anhand derer es allein zu überprüfen gilt, da ist die Erfolgswahrscheinlichkeit einfach deutlich geringer.«

C.H.: »Ja, wir hatten auch so ein BMBF Verbundprojekt von der Uni aus bei dem sich die Forscher:innen erst dann mit Vertreter:innen der Polizeibehörde zusammengesetzt haben als das ganze Projekt eineinhalb Jahre später nach Antragstellung und dem Letter of Intent bewilligt wurde. Nur um dann festzustellen, dass das komplette Studiendesign umgestellt werden musste. Es sollte die polizeiliche Präventionsarbeit beforscht werden und im Antragskonzept war sie unsinniger Weise nach Delikten aufgeteilt. Wie sich dann herausstellte, war der Präventionsbereich jedoch vollkommen anders aufgebaut. Man hätte sich vielleicht mal vorher zusammensetzen können/sollten. Andererseits wäre es vielleicht dann aufgrund der Förderlogik seitens des BMBF und fehlender, zentraler Delikte nicht in die engere Auswahl gekommen. Da steckt man dann auch nicht drin und hat dann wieder andere Vorgaben.«

A.H.: »Wobei es ja häufig so ist, wie Du es beschreibst, auch wenn ich jetzt an die Berliner Polizeistudie denke. Ich kann mich genau entsinnen, es war super, dass das gemacht werden sollte, noch schöner wäre gewesen, wenn man die Polizei Berlin, als die, die beforscht werden sollte, frühzeitig in die Planung mit eingebunden hätte. Natürlich nicht in dem Sinne: ›wie hättest ihr es denn gerne‹. Das liegt ja auf der Hand, dass das keinen Sinn hat. Aber es frühzeitig mit denen, die in der Behörde als Ansprechpartner:innen für die Forschung zuständig sind, abzusprechen, d.h. mit denen, die diese Forschung unterstützen, intern begleiten und auch beforscht werden. Auch mal zu fragen, was ergibt aus deren Sicht Sinn oder nicht. Das wäre gut und würde bestenfalls das Projekt unterstützen. Das kann man natürlich sehen wie man will. Aber es wäre gut, hier die Ideen und Vorstellungen wenigstens zur Kenntnis zu nehmen. Das heißt ja nicht, dass Forschende alles so aufnehmen oder so machen müssen. Aber das mit einzubringen, glaube ich, ist grundsätzlich sinnvoll. Es könnten dafür aus meiner Sicht zwei Elemente beitragen. Das eine ist, dass

das, was dabei herauskommen kann, für alle Beteiligten besser wird und das andere, dass die Akzeptanz, zumindest in der Behörde, ein Stück weit größer wird. Denn wenn ich gar nicht gefragt und nicht mit einbezogen werde und es einfach ein fertiges Design gibt, ist es halt schwieriger.

Es prallen ja auch zwei Welten aufeinander, Wissenschaft und Praxis. Ich bezeichne uns mal als die Praktiker:innen, weil wir in der beruflichen Praxis häufig schnell und sofort lösungsorientiert handeln (müssen). Also steht Praxis im Vordergrund, nicht tausend Arbeitsgruppen. Zwar machen wir das inzwischen auch, wir haben uns gewandelt, auch ein Stück weit geöffnet für Wissenschaft und stellen auch Wissenschaftler:innen ein. Aber wir hinken trotzdem im Umgang mit ihnen noch hinterher. Als Wissenschaftler:in kann ich z.B. gar nicht wissen, dass wenn ich mit der Senatsinnenverwaltung oder dem Polizeipräsidium irgendwelche Dinge vereinbare, das noch lange nicht heißt, dass der Rest der ganzen Behörde informiert ist. Als Wissenschaftler:in muss ich theoretisch keine Rücksicht darauf nehmen, aber mir sollte klar sein, dass ich in eine Behörde, in eine Institution komme, wo es unterschiedliche Ebenen, Dienstgruppen und Hierarchien gibt. Im Grunde genommen, wissen häufig die Dienststellen, die dann wirklich beforscht werden sollen, auch von nichts, da es an anderer Stelle besprochen und vereinbart wurde. Das sollte Wissenschaftler:innen, die zum Themenfeld Polizei (nicht nur empirisch) arbeiten, bewusst sein. Vielleicht wäre es hilfreich, wenn sie gleich zum Einstieg fragen, ob es möglich ist, frühzeitig mit den von der Forschung Betroffenen ins Gespräch zu kommen und sie dadurch mit einbeziehen.«

W.P.: »Und umgekehrt kann ich als Behörde natürlich auch Wissenschaftler:innen nicht den Vorwurf machen, ›na, Sie hätten ja mal früher zu mir kommen können‹. Ich denke, ein ganz wichtiger Faktor ist die behördliche Übersetzung – egal, ob ich von außen beforsche, also wie bei der Polizeistudie oder ob ich Forscher:innen einstelle, die in der Behörde ein Forschungsprojekt machen und eigentlich auch egal zu welchem Thema. Ich brauche immer welche, die übersetzen, vermitteln, zusammenführen. Auch die eingestellten Forscher:innen brauchen es, ich hätte jetzt beinahe Betreuer:in gesagt, der/die ihnen erklärt, was hier wie abläuft, wer eingebunden werden muss, wo sie etwas hinschreiben oder hinschicken müssen, einfach wie sie etwas machen müssen. All diese behördlichen, verwaltungstechnischen Dinge, sonst würde es nicht funktionieren. Und so jemanden brauchen wir genauso auch bei externen Forschungsprojekten, jemand, der/die in beide Richtungen arbeitet, was wir ja machen und versuchen. Das heißt, ohne dass man die

(Forschungs-)Projekte irgendwo federführend in der Behörde vernünftig an-dockt und betreuen lässt, ohne zuständige Personen, die erklären, vermitteln und umsetzen, geht es nicht, auch wenn sich alle Beteiligten viel Mühe geben und ihr Bestes geben.«

C.H.: »Auch ich habe auf Seiten der Wissenschaft mit der Federführung im gewissen Sinne eine Übersetzungsrolle, zum einen zur Polizei hin, dann aber auch zur Universität, zur Geschäftsführung des Zentrums und zu Mitarbeiten-den. Es ist eine gewisse Übersetzungsposition, in der ich auch auf die Behördenstruktur, soweit ich sie kenne und einschätzen kann, hinweise, z.B. dass man nicht so einfach bei einer ganz anderen Dienststelle vorbei gehen oder sagen kann, ich will da mal jemanden befragen. Wenn Wissenschaftler:innen sich noch nie so richtig mit größeren Organisationen, Verwaltungen und behördlichen Strukturen auseinander gesetzt haben und hier insbesondere der Polizeibehörde, diese nicht kennen und auch keine Idee davon haben oder ent-wickeln (wollen), ist es wirklich herausfordernd und kaum zu stemmen.«

4 Politische Dimensionen

W.P.: »Ich denke inzwischen, dass man in Forschungsprojekten auch immer überlegen muss, was für eine politische Dimension sie haben. So bergen solche wie z.B. die Polizeistudie auch für mich neue Einsichten. Klar, lerne ich jeden Tag was dazu, auch hier habe ich dazu gelernt. Aber ich habe, obwohl ich den-ke, dass ich nicht blauäugig bin und Erfahrung habe, vielleicht die Dimension unterschätzt. Zum Beispiel in Hamburg, da machen sie zwar keine qualitati-ve, sondern eine quantitative Forschung, aber es wurde ja ganz gestoppt, weil die Beschäftigtenvertretung und die Gewerkschaften das so torpediert haben, dass man es erst mal angehalten hat. Diese Dimension habe ich mir so nicht vorgestellt, das muss ich ganz ehrlich sagen. Man hätte es sich in diesem gan-zen Kontext Polizeistudie und Seehofer-Studie vielleicht denken können, denn es wurde wenig sachlich, sondern sehr politisiert diskutiert und hat der Sache in der Art und Weise jetzt nicht gedient. Es war nicht hilfreich. Vor diesem Hintergrund hätte man das wahrscheinlich erahnen können, dass man hier sagt: ›Oh, das wird hier auch ein heißes Eisen< und deswegen muss man auch wirklich alles ganz genau überlegen und sehr, sehr transparent sein.‹

A.H.: »In so einer großen Organisation wird alles besprochen, manchmal gibt es Einvernehmen über die Frage, wie und ob wir was machen oder nicht, manchmal aber auch nicht. Zum Beispiel haben wir gesagt, lasst uns zu dem Projekt ›Berliner Polizeistudie‹ eine Mitarbeiter:innen-Info machen, andere Stellen waren eher dagegen. Dann entscheiden in so einer hierarchischen Behörde nachdem alle Argumente gehört und ausgetauscht wurden, letztlich diejenigen das Ganze, die weiter oben stehen und sagen: ›Gut, wir laufen links herum‹ und manchmal stellt sich dann eben trotzdem heraus, dass rechts herum besser gewesen wäre, aber das liegt eben in der ›Natur‹ der Sache.«

C.H.: »Es ist auch mein Eindruck, meine Erfahrung, dass es auch an den Themen liegt, wenn ich so von Wissenschaftsseite in Bezug auf die bisherigen Projekte überlege, wenn die Themen (gesellschafts) politisch sehr aufgeladen sind, reagiert auch die Behörde anders, müssen mehr Stellen gefragt und einbezogen werden, ist es irgendwie umfangreicher.

Dass das Thema der Polizeistudie brisant ist, haben auch wir aus der wissenschaftlich-zivilgesellschaftlichen Perspektive schon gedacht und deswegen die Konzeption so aufgebaut, dass wir möglichst alle Perspektiven mitnehmen. Ich würde jetzt im Nachgang vielleicht den Begriff Diskriminierung stärker machen und nochmal besser auffächern, auch weil meine Erfahrung im Feld war, dass damit ganz viele etwas anfangen konnten. Ich würde dann erst zum Rassismus überleiten.«

A.H.: »Ja, da machen viele zu..., da gehen die Schotten runter.«

C.H.: »Was ja auch schon ein Ergebnis ist. Z.B. wie man Rassismus definiert, wenn man diesen als Alltagsrassismus fasst, das ist wirklich eine unglaubliche Herausforderung, v.a. im politischen Raum. Es wird zu einfach ausschließlich auf Rechtsextremismus bzw. Nationalsozialismus bezogen. Die Reaktionen sind dann häufig hochneurotisch. Wir haben schon gedacht, dass es brisant ist, aber nicht, dass es v.a. politisch, medial so eingeschränkt betrachtet wird, was eben auch Auswirkungen hat. Man hätte es sich aber natürlich wegen der Seehofer-Debatte eigentlich denken können. Das war einfach eine Steilvorlage. Vielleicht wäre es gut gewesen, sich im Vorfeld seitens der direkt Zuständigen bei der Polizei und den verantwortlich Durchführenden der Forschung gemeinsam nochmal Gedanken darüber zu machen, wie man es gut aufsetzen kann, dass es eben auch innerhalb der Polizei gut angenommen werden kann. Und trotzdem kann es dann, wie Du schon sagtest, vielleicht links

herum sein, wo es dann rechts herum doch besser gewesen wäre (lacht). Das weiß man halt nie so genau.

Die Frage ist, wie man das dann gestaltet, auch von den wissenschaftlichen (Antrags-)Vorgängen her. Manchmal muss es halt schnell gehen, manchmal ist es auch nur ein kurzer erster Antrag, eine Forschungsskizze und man weiß gar nicht, ob was dabei herumkommt und er bewilligt wird. Dann will man auch erstmal nicht so viel Unruhe und Arbeit bei den Beteiligten erzeugen oder in Anspruch nehmen, weil man nicht weiß, ob man überhaupt finanziert wird. Aber im Prinzip wäre es eigentlich besser, so wie Ihr das beschreibt, bereits früh zu den Fachdienststellen Kontakt aufzunehmen, die man aber erstmal von außen nicht kennt, die müsste man ja recherchieren.«

A.H.: »Da sind wir wieder bei den entsprechenden Netzwerkverbindungen. Wenn ich in einem bestimmten Themenfeld unterwegs bin, dann habe ich sie ja meist schon – wenn nicht dann wird es schwieriger. Es macht die Dinge in jedem Fall einfacher, wenn ich vorher diese Verbindung knüpfe. Denn eine gute Vorbereitung ist alles. Gerade wenn ich etwas mehr Projektzeit habe, z.B., wenn ein Forschungsprojekt über drei Jahre geht, kann ich mir als zuständige Polizeibeamtin genug Zeit nehmen, diese Riesen-Behörde zu bewegen, Wege zu ebnen, Türen aufzumachen und so weiter. Die Zeit habe ich dann. Mir wurde intern ganz oft die Frage gestellt, an welcher Stelle man noch transparenter, noch schneller die entsprechenden Dienststellen mit einbeziehen hätte können. Ich habe dann mal geschaut, ab wann sie wussten, wer überhaupt beteiligt ist, welcher Abschnitt, das war zu einem utopisch späten Zeitpunkt. Aber ich habe wirklich zu jedem Zeitpunkt geguckt, wann hätten wir denn schon früher bestimmte Infos weitergeben können? Wir haben selbst so spät erst gewusst, wer überhaupt beteiligt ist. Trotzdem kann man etwas daraus lernen und sagen, dass solche Hau-Ruck-Aktionen wirklich schwierig sind in so einem Riesen-Apparat wie der Institution Polizei. Wenn wir dich nicht aus dem früheren Forschungsprojekt gekannt hätten, wäre das noch schwieriger gewesen. So konnten wir deutlich machen, dass wir Erfahrungswerte haben, eine verstetigte Zusammenarbeit besteht, wir die Arbeit kennen. Alles andere hätte es noch schwieriger gemacht, weil dein Sprachrohr in die Behörde wäre dann auch ein anderes gewesen, denn das Sprachrohr für Wissenschaftler:innen in die Behörde ist die jeweilige zuständige (Fach)Dienststelle. Deswegen sind Vernetzung, gute Vorbereitung und Transparenz, eben auch viele Gespräche, so unglaublich wichtig, v.a. wenn man Wissenschaftler:innen mit der Praxis zusammen bringen will. Um ein Projekt gut an den Start zu bringen und

gut durchzuführen, v.a. umso sensibler das Thema ist, umso länger und umso wichtiger ist die Vorbereitung.

Das heißt zum Beispiel, wenn bei einem so sensiblen Thema wie: »wir beforschen mal die Polizei zu Rassismus und Diskriminierung«, jemand kommt, den/die ich in seiner:ihrer Arbeit, von der Profession und als Person nicht kenne, wird es schwieriger. Es braucht eine Menge Vorarbeit, auch wenn es ums Klinkenputzen, Türen öffnen und Sich-Bekannt-Machen geht, das ist schon wichtig. Denn am Ende muss es auch intern in die Behörde transportiert und die anderen, die Kolleg:innen überzeugt werden. Das kann ich aber auch nur dann gut, wenn ich selber inhaltlich und personell überzeugt bin. Es muss nicht grundsätzlich eine Vernetzung oder ein Kennen vorher da sein, aber dies muss im Vorfeld eines Projektes stattfinden. Wegen alldem sollten sich Wissenschaftler:innen nicht so vor den Kopf gestoßen fühlen, wenn bestimmte Projekte oder Dinge von Behörden auch mal abgelehnt werden. Es sind nicht grundsätzlich die Institutionen, die sich der Forschung verschließen.«

W.P.: »Zudem gibt es von Polizeiseite auch Erfahrungen, die keine so »unendlichen Erfolgsgeschichten« sind: Beispielsweise wurde Geld ausgegeben, damit bestimmte Veranstaltungen evaluiert werden. Als die Ergebnisse vorlagen, wurden die damit beauftragten Forscher:innen gebeten, ob sie diese nicht in eine verbesserte Veranstaltungskonzeption, wo die Evaluationsergebnisse berücksichtigt werden, einbauen könnten. Das haben sie, ebenfalls von Polizeiseite bezahlt, auch gemacht. Die Forscher:innen haben darüber dann ein Buch veröffentlicht und gesagt, im Übrigen liegen die Rechte bei uns und wenn ihr dieses Buch haben wollt, könnt ihr es gerne kaufen. Also wir haben deren Arbeit bezahlt, aber die Früchte dieser Arbeit konnten wir leider nicht nutzen, sondern mussten sie dann nochmal bezahlen. Offensichtlich ist es sehr wichtig, Dinge, die im weitesten Sinne produziert werden, auch vertraglich vernünftig abzusichern, d.h. wer darf wie damit umgehen und was damit machen. Aber auch die Behörde muss sich hier selbstkritisch an die Nase fassen bezüglich der Verträge und sich fragen, wer setzt diese wie auf und hat Ahnung im Vertragsrecht. Aber, das wird wohl ihr letzter Auftrag gewesen sein.«

5 Zeitdimensionen – Perspektiven, Logiken

C.H.: »Von Seiten der Wissenschaft gibt es noch einen anderen Punkt: Forschung ist viel langsamer, Polizei hätte gerne für ihre Arbeit schnelle, praktische Lösungen. Je nach Forschung braucht es aber halt eine andere Zeit und das läuft oft gegeneinander, so ist mein Eindruck.«

W.P.: »Ja, auch die Blickwinkel sind anders, egal bei welchem Thema, es geht ja bei Forschungen oft um Menschen, wie sie sie miteinander umgehen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass ein Polizist, der täglich mit Menschen zu tun hat, sagt: ›Liebe Forschung, ich kann dir erklären wie das da draußen funktioniert, ich erlebe es ja jeden Tag. Ich kann es nicht so wissenschaftlich ausdrücken, wie du, der dich damit auseinandersetzt und es von allen Seiten betrachtet. Ein Polizist wird dastehen und sagen, warum das so ist, ist mir völlig egal, ich erkläre dir mal wie es ist, wie ich es erlebe und was aus meiner Sicht die Gründe dafür sind. Dieses polizeiliche Darauf-Schauen ist oft so: da ist ein Problem und ich muss es jetzt lösen, d.h. ich habe jetzt(!) ein Problem, und ich brauche jetzt(!) eine Lösung. Da kann ich mal eine kurze, knappe Analyse machen, es mal schnell von allen Ecken ein bisschen anschauen und dann überlegen, wie lösen wir das. D.h. dann, zu diesem Zeitpunkt müssen wir auch sagen, wie wir es machen wollen, wie wir das Problem lösen wollen und nicht erst drei Jahre später. Schlechtestenfalls habe ich dann zwar super Ansatzpunkte, sich aber u.U. das Problem inzwischen verlagert. Will sagen, jetzt habe ich zwar das Problem nicht mehr, dafür habe ich Jahre später eine gute Idee und einen fundierten Ansatz, wie man zukünftig mit dem Problem umgehen könnte, wenn es mal wieder auftaucht. Da unterscheidet sich natürlich die polizeiliche Herangehensweise auch sehr von der wissenschaftlichen.«

A.H.: »Ich finde uns ja schon fortschrittlich, dass wir das zumindest erkannt haben, dass Wissenschaft eine Rolle in unseren Lösungsfindungen spielt, wir stellen deshalb ja auch viele Wissenschaftler:innen ein. Sie müssen sich wahrscheinlich in ihren Analysen auch an ein anderes Tempo gewöhnen, dass sie wahrscheinlich so aus ihren wissenschaftlichen Bereichen nicht kennen. In einer Dienststelle ist der Chef immer ganz erstaunt, mit was für Themen sie sich auseinandersetzen und wie sie da lang und breit analysieren. Er steht da und sagt: ›Ja, also ich als Polizist würde jetzt folgende drei Sachen dazu sagen‹, aber sie beleuchten es anders. Ich persönlich finde diesen wissenschaftlichen oder

auch psychologischen Blick gut. Wir lassen die Wissenschaft insgesamt auch nicht außen vor und haben durchaus erkannt, dass es wichtig ist.

Aber wir können nicht drei Jahre warten bis Wissenschaftler:innen aus allen Richtungen und Perspektiven etwas analysiert haben, um dann irgendwann mal Maßnahmen einzuleiten, die uns in zehn Jahren besser machen. Ich glaube, diese Zeit gibt uns auch die Politik als Sicherheitsbehörde nicht. Sie picken ja immer in die Runde und sagen z.B., bei euch besteht ein Rassismusproblem, ihr habt das Problem – macht was. Und das ist natürlich immer schwierig, so etwas erst drei Jahre lang mit einer Forschungsgruppe zu analysieren.«

W.P.: »Die Mechanismen sind ja leider auch nicht so, dass Politik jetzt sagt: ›Na Mensch, also ob das bei der Polizei alles so gut ist, vielleicht gibt es da ja doch mehr Diskriminierung als vermutet, das werden wird mal drei Jahre beforsten lassen und dann gucken wir uns mal in Ruhe die Ergebnisse an und dann überlegen wir was wir machen.‹ Die Forschung hier ist ja bereits ein Teil des Elf-Punkte-Plans³, das heißt, man hat schon mal elf Punkte aufgeschrieben, die man alle machen will und von denen ein Punkt Forschung ist. Also, das ist ja nicht so, dass man jetzt die Forschung abwartet, sondern die anderen zehn Punkte hat man ja schon alle festgelegt ohne ein Forschungsergebnis abzuwarten, weil man eben nicht erst in drei Jahren präsentieren will. Da ist man politisch, medial getrieben. Je politischer die Dinge sind, umso mehr.«

C.H.: »Es gibt ja durchaus unterschiedliche Abstufungen von Forschung, Grundlagenforschung, anwendungsorientierte Forschung oder Evaluationen. Bei letzterem schaut man, wie angesichts eines Ziels, einer Norm etc. die Umsetzung erfolgt, man hinterfragt diese nicht, sondern untersucht, was gemacht wird und wie weit es an das Ziel heranreicht oder nicht. Das geht verhältnismäßig schnell, weil man gesetzte Ziele hat. Man kann natürlich forschend hinterfragen, was sind denn das überhaupt für Ziele, sind diese überhaupt zielführend, dann geht man einen Schritt weiter bis hin zu Grundlagenforschung, desto mehr Zeit braucht es. Das hängt auch mit verschiedenen Methoden und/oder Theorien zusammen, auch damit für was man prioritär forscht. Es gibt natürlich auch noch den Kontext im Wissenschaftsbereich, das Wissenschaftsfeld, wo man veröffentlicht. Da steckt dann

³ Siehe: <https://www.berlin.de/sen/inneres/presse/pressemitteilungen/2020/pressemitteilung.970011.php>

für Polizei nicht mehr so viel drin, sondern das ist dann eher der anderen Community gewidmet. Das ist auch hier ein Spannungsfeld, wie Forschung aufgestellt ist und je nach dem, was Forscher:innen oder Wissenschaftler:innen machen wollen. Das ist auch sehr unterschiedlich angelegt. Evaluationen können auch in einem halben Jahr gehen.«

A.H.: Die Berliner Polizei Studie ist für mich schon sehr praxisnah. Sie innerhalb eines Jahres fertig zu stellen, das finde ich schon sehr sportlich, denn es muss ja auch irgendwie ausgewertet und aufgeschrieben werden und das alles in einem Jahr.«

C.H.: »Letztendlich wäre die Erwartung dann, wenn man schon so eine längere Forschung aufstellt, zwischendrin Formen der Rückkoppelung, Treffen oder sogenannte Lenkungsrunden mitzudenken, auch jeweils und je nach Projekt mit den Auftraggebern zu klären, wie am Ende die Ergebnisse präsentiert werden. Oder?«

W.P.: »Die Frage von Rückbindung hängt natürlich vom Forschungsprojekt ab. Je nach dem, wenn es ein Projekt ist, was wir gemeinsam machen, würde ich sagen, dann ist es ganz wichtig, wie man das organisiert. Es wäre Teil dieser Forschungsarbeit. Aber am Ende will/soll der, der forscht, auch ein Stück weit neutral sein, d.h. wie sehr kann und will der jetzt den, den er beforscht, mit einbinden und ihm schon mal folgende drei Zwischenergebnisse sagen. Diese Erwartungshaltung hätte ich an der Stelle jetzt nicht. Bei der Organisation wäre eine Rückkopplung wichtig, klappen Dinge, klappen sie nicht. Beim Ergebnis brauche ich nur eine Rückmeldung, dann wenn es fertig ist. Wir sind hier ja nicht die Auftraggeber, sondern diejenigen, die es organisieren wollen und sollen und deswegen ist für uns eine Absprache in der Umsetzung wichtig. Bei den inhaltlichen Sachen ist es eine reine Neugierde, das hat nicht wirklich einen sachlichen Grund.«

A.H.: »Aber man muss auch unterscheiden. Wir mit unserer Fachdienststelle sind diejenigen, die manche Projekte federführend begleiten, d.h. diejenigen, die diese und sich in alle Richtungen rechtfertigen müssen und darin für alles die Verantwortung tragen, also für alles geradestehen, in Richtung Politik oder auch der beteiligten Polizeiabschnitte und Gliederungseinheiten und dem LKA. Das ist nochmal eine andere Ebene oder Sicht, ein anderer Blickwinkel. Wenn ich selbst die Beforschte bin und du mich die ganze Zeit beob-

achtest, dabei Feldnotizen machst, dann ist das im Erleben sicherlich nochmal etwas anderes.«

C.H.: »Zwischenergebnisse kann man z.B. dann diskutieren, um nochmal unterschiedliche Perspektiven darauf zu legen oder z.B. um entwickelte Handlungsempfehlungen mit den Praktiker:innen zu diskutieren.«

W.P.: »Über entwickelte Handlungsempfehlungen mal zu sprechen und unsere Sicht hier dazu einzuholen, fände ich sinnvoll. Am Ende haben das letzte Wort die Forscher und Forscherinnen. Wenn Forscher:innen sagen, Sie wollen sich eine polizeiliche Meinung, eine Sicht oder eine Bewertung dazu holen, dann werden wir uns nicht dagegen wehren. Aber es ist uns wichtig, dass auch deutlich zu machen und zu trennen. Nicht, dass es dahin rutscht und im Nachgang behauptet wird, die Polizei hätte es schön schreiben lassen.

Bezüglich der Handlungsempfehlungen, wenn da erstens, zweitens, drittens, viertens, fünftens, sechstens steht – wollen wir eine Wette machen, das ist fast so sicher wie das Amen in der Kirche – kommen in einem zeitlichen Versatz die Nachfragen. Was wurde wie damit umgesetzt? Man kann irgendwann die Uhr danach stellen, dass die ersten Parlamentarier:innen dazu anfragen. Dann fangen wir natürlich an aufzuschreiben, was hier wie alles schon gemacht wurde.«

C.H.: »Im Grundzug, so überlege ich gerade, wäre es für Wissenschaft hilfreich, stärker diese Behördenstruktur zu kennen. Dass bei großen Behörden sehr viele Menschen sind, verschiedene Abteilungen, unterschiedliche Zuständigkeiten, dass viel besprochen wird und werden muss, manchmal die rechte Hand nicht weiß was die linke macht. Einfach so eine Grundinformation, ohne dass man jetzt ins Detail gehen muss, aber es reicht nicht das bloße Organigramm. Das wäre wahrscheinlich bei Wissenschaftler:innen auch hilfreich.«

A.H.: »Also ein Teil der Kolleg:innen versetzt sich nicht in die Lage derjenigen, mit denen sie zu tun haben und weil sie seit dreißig Jahren in der Behörde sind, ist für sie alles selbstverständlich. Ihnen ist nicht so klar, dass sie mit jemandem, der eben nicht dreißig Jahre in der Behörde ist, nicht so sprechen können. Das ist das eine. Das andere, was ich auch immer wieder feststelle, es gibt nicht wenige Kolleg:innen, die glauben, eigentlich ist alles geheim, bloß nichts verraten. Ich denke, wir brauchen uns nicht zu verstecken und die allermeisten Dinge sind offen und die können wir auch offen sagen – bis auf sehr

wenige Dinge, die wir jetzt wirklich aus taktisch oder sonstigen Gründen geheim halten wollen. Und ein dritter Grund ist aus meiner Sicht manchmal auch ein taktischer, wenn es z.B. um Bürger:innen geht, da kann und will ich vielleicht Dinge auch manchmal nicht so gerne erklären, weil manchmal auch ein Grund vorgeschoben ist. D.h. ich kann meine Maßnahme vielleicht gar nicht total transparent machen, weil ich jetzt bestimmte Dinge zwar zum Anlass nehme etwas zu tun, der Grund aber ein ganz anderer ist, den ich zu dem Zeitpunkt nicht offenlegen möchte. Das hat dann tatsächlich taktische Gründe. Also insofern gibt es, glaube ich, unterschiedliche Dinge, die dazu führen, dass Dinge nicht so transparent gemacht werden und sofort verständlich gemacht werden, wie es eigentlich wünschenswert wäre.

In Kombination kann das, die fehlende Kommunikation in der internen Arbeit und im Kontakt mit den Bürger:innen auch zu Unverständnis und dann Abwehrhaltungen führen. Also ich will mal nur ein Beispiel aus der Praxis nennen. Wir hatten mal ein Möbelgeschäft, es war nicht so übel hochpreisig, sondern noch relativ normal, aber die linke Szene hat den Besitzer für den gemeinsten Kapitalisten Berlins gehalten und hat ihm deswegen mehrfach sein ganzes Geschäft entglast. Dann kommt möglicherweise der Kontaktbereichsbeamte in der Nähe vorbei, quatscht den voll und hat ein paar gute Tipps oder auch ein paar Fragen, dann kommt die Fachdienststelle dahin und hat noch ein paar Fragen zum Ermittlungsvorgang und dann kommt eine Phänomenstreife nochmal vorbei und hat jetzt auch nochmal ein paar Fragen und Tipps. Und die wissen nicht alles zwangsläufig voneinander.

C.H.: »Das entspricht auch teilweise unserer Erfahrung. Es sind unterschiedliche Stellen und die wissen nicht unbedingt zwangsläufig alle voneinander und das erklärt man aber auch, glaube ich, zum Teil nicht so gerne gegenüber den Bürger:innen, weil Polizei auch nicht so wirken möchte. Auch kommen sie lieber aus dem Nichts und pflegen das Image: Polizei weiß doch alles.«

A.H.: »Ja, sie sind ja auch überrascht, dass man sich nicht kennt. Wenn man dann >sagt, wie viele Polizisten es in Berlin gibt, sagen sie häufig erstaunt: >ach so.«

W.P.: »Nur grundsätzlich habe ich nicht die Erwartung an Externe, egal ob sie aus der Wissenschaft, aus anderen Behörden oder aus privaten Haushalten kommen, dass sie wissen, an wen sie sich hier zu wenden haben. Aus meiner Sicht liegt da die Verantwortung ganz klar bei den Kolleg:innen.«

A.H.: »Ich glaube schon, dass zu einer guten Kommunikation auch dazu gehört, dass man die Dinge auch mal erklärt, z.B. das ist hier eine Riesen-Behörde, mit total vielen Mitarbeitenden und mit total vielen unterschiedlichen Zuständigkeiten und Aufgaben und hier weiß nicht immer die Linke in Gänze was die Rechte tut.«

C.H.: »Ich denke es gibt viele Leute von außen, die sich die Behörde ausschließlich hierarchisch vorstellen, dass nur von oben angewiesen wird und dann alles läuft und alle Bescheid wissen.«

A.H.: »Wichtige Forschungsanfragen bekommt eine Polizeipräsidenti:n schon persönlich vorgelegt. Die Anfrage wird ja dann an vielen Stellen in der Behörde bearbeitet und geht auch herum, das wird nicht totgeschwiegen. Am Ende landet es an einer Fachdienststelle, die nach dem inhaltlichen Bezug schaut und intern antwortet und im Zweifelsfall dem/der Präsident:in einen Antwortentwurf formuliert. Wenn derjenige mit zig guten Gründen aufschreibt, warum er es nicht möchte, ist es in den allermeisten Fällen zum Scheitern verurteilt. Also das heißt, wenn Wissenschaftler:innen ihre Projekte wirklich umsetzen und forschen möchten, sollten sie vorher mal schauen und ihre Fühler ausstrecken, wer denn möglicherweise die entsprechenden Ansprechpartner:innen wären und zu denen vorher mal Kontakt aufnehmen. Da sind wir wieder bei einer der zentralen Gelingensbedingungen.«

C.H.: »Ganz herzlichen Dank fürs Gespräch!«